



SPÄT SOMMER *Glücken*

JULIA BULTMANN



IMPRESSUM

Deutsche Erstausgabe September 2025

Copyright © 2025 Julia Bultmann

Julia Bultmann
Ludwig-Erhard-Str. 18
C/o IP-Management #29435
20459 Hamburg

Druck: ScandinavianBook.de, Neustadt a. d. Aisch

Vertrieb: Fakriro GmbH

E-Mail: post@juliabultmann.de

Website: www.juliabultmann.de

Instagram: @juliabultmann_autorin

Newsletter: <http://www.juliabultmann.de/newsletter-anmeldung>

Lektorat: Sophie Fendel
<https://www.lektorat-fendel.de>

Korrektorat: Lisa Freude
<https://www.lisa-freude.de>

Covergestaltung: Zitronenzart Buchdesign - www.zitronenzart.com

Coverillustration: Daniela Karl

Umschlagmotiv: © PanzaDesign /stock.adobe.com, © Iryna Danyliuk,
© meeblues

Für alle, die hinschauen.

Für alle, die mutig sind.

Für alle, die damit den Unterschied machen.

Prolog



Er fuhr herum, hielt den Atem an und lauschte in die Dunkelheit. Was war das gewesen? Er hatte ein Geräusch gehört, ganz sicher. Still blieb er stehen. Als er es erneut hörte, setzte er sich zögerlich in Bewegung, um nachzusehen. Langsam, fast auf Zehenspitzen, schlich er den langen Flur entlang. Je sorgfältiger er versuchte, leise zu sein, desto mehr drangen die Geräusche in sein Bewusstsein, die das Betreten des Teppichs verursachte. Inständig hoffte er, dass niemand außer ihm dieses leise Knistern von Kunststoff unter seinen Füßen hörte, das jeder seiner Schritte auslöste.

Behutsam drückte er die Tür zum Großraumbüro einen Spalt auf. Dort war das Geräusch doch hergekommen, oder nicht? Er horchte, hielt inne. Da war es wieder, so ein Flattern, ein Flattern von ... von Papier. *Papier?* Seine Hände klebten schweißnass in den zu engen Nylonhandschuhen, und er spürte, wie das Blut in seinen Handinnenflächen pulsierte. Er öffnete die Lippen und ließ lautlos Luft in seine Lungen strömen, dann trat er vorsichtig über die Türschwelle und streckte seinen Kopf um die Ecke.

Ein offenes Fenster! Erleichtert lachte er auf. Da hatte doch tatsächlich jemand das Fenster offen gelassen. Ganz schön nachlässig, so kannte er seine Kollegen gar nicht. Im sanften Mondlicht entdeckte er einige bedruckte Blätter Papier auf dem Fußboden. Der kühle Luftzug, den er jetzt voller Erleichterung auf seiner schweißgebadeten Stirn spürte, musste sie von einem Schreibtisch geweht haben. Einem ersten Impuls folgend machte er ein paar Schritte auf das Chaos zu, um es zu beseitigen. *Halt!*, ermahnte er sich scharf. *Keine Spuren hinterlassen!*

Entschieden drehte er sich um, schloss leise die Tür und lief den Flur zurück bis zu Mr. Taylors Büro. Seine sportliche Gestalt warf lange Schatten an die Wand zu seiner Rechten. Seine Nackenhaare stellten sich auf – als wäre nicht er selbst derjenige, der gerade einen Einbruch beging.

Noch ein Blick. Sah alles genau so aus, wie er es vorgefunden hatte? Ein letztes Mal trat er durch die zweiflügelige Glastür in den ausladenden Vorraum, in dem Bea ihren Schreibtisch hatte, dann öffnete er Mr. Taylors Tür und scannte das Büro nach Auffälligkeiten, die ihn verraten könnten. Doch da waren keine. Zumindest keine für ihn ersichtlichen. Zufrieden strich er sich mit den behandschuhten Fingern über die Stirn und warf einen kurzen Blick in seine Aktentasche. Er hatte sie, die Kopien. Das Blut pulsierte in seinen Ohren, ließ ihn erschauern.

Monatelang hatte er sich auf diesen Tag vorbereitet, und jetzt hatte er es geschafft. Fast. Beschwingt von diesem Gedanken, hastete er zum Notausgang und sah auf die Uhr. Er hatte noch fünf Minuten Zeit, um das Gebäude zu verlassen. Dann würde Pit die Alarmanlage wieder einschalten. Fünf Minuten, um spurlos zu verschwinden. Fünf Minuten, bis es kein Zurück mehr gab.

1



August 2024

»Diese hier sind eine alte Sorte. Sie schmecken etwas süßer und kräftiger als die orangefarbenen.« Emmi zeigte auf eine Holzkiste, in der sich violette Karotten türmten.

»Prima, davon sechs Stück, bitte«, sagte die junge Frau.

»Bedien dich gern selbst. Dort unten hängen die Tüten.«

»Das ist ein wunderschöner Laden. Verrückt, dass ich ihn noch nie entdeckt habe. Ich wohne nur eine Straße weiter.« Ungläubig fächelte sie sich mit der Hand kühlende Luft zu, um gegen die Hitze anzukämpfen, die sich in Emmis Laden immer staute. »Jetzt komme ich auf jeden Fall öfters. Versprochen.« Sie trat an den massigen Holztresen, an dem Emmi gerade nach Augenmaß Zweihundertgrammstücke Gouda von einem riesigen Laib schnitt. Dann legte sie das Messer beiseite und wusch sich die Hände im Waschbecken an der Wand hinter ihr. »Nur etwas heiß ist es hier«, fügte die Kundin hinzu. Emmi nickte.

»Stimmt! Ich will schon die ganze Zeit die Tür aufmachen, und ständig kommt was dazwischen. Darf es noch etwas sein?«

Die Frau legte eine Hand an ihre Tasche und ließ ihren Blick prüfend über das Brotregal wandern. »Die Brote sehen lecker aus. Hast du auch etwas aus Dinkel?«

»Natürlich!« Emmi zeigte der Reihe nach auf die verschiedenen Laibe. »Das hier ist ein Dinkel-Sprossen-Brot, dieses hier ein Dinkel-pur, das folgende ist ein Mischbrot mit Weizen und das ganz rechts ein Dinkel-Toastbrot. Diese hier sind auch sehr beliebt, Dinkelvollkornbrote mit unterschiedlichen Saaten.«

»Ich nehme das Dinkel-pur, das ist ja innen fein vermahlen, oder? Meine Kinder haben es nicht so sehr mit Körnern.« Sie zwinkerte verschmitzt, und Emmi fielen ihre leuchtend blauen Augen auf, die perfekt zum goldblonden Haar passten. So eine Farbe hätte sie auch gerne mal gehabt, aber nach einem missglückten Färbeversuch, der ihre dunkelbraunen Locken in eine orangerote Katastrophe verwandelt hatte, war ihr die Lust auf Experimente vergangen.

»Genau, innen ganz weich und ohne Körner, also perfekt für Kinder«, sagte Emmi schmunzelnd, packte das Brot in eine braune Papiertüte und legte es auf den Tresen.

Die Kundin stapelte ihre übrigen Einkäufe daneben, dann zückte sie ihren Geldbeutel. »Kann ich mit EC-Karte bezahlen?« Emmi schüttelte den Kopf.

»Leider nein. Ich habe kein Terminal.«

»Ach, das ist dein Laden?« Überrascht ließ die Kundin ihr Portemonnaie sinken.

»Genau.« Emmi ließ den Blick stolz durch den Raum schweifen. »Ich habe ihn vor zwei Jahren übernommen.«

»Das heißt, es gab ihn schon vorher?«

»Ungefähr seit dreißig Jahren. Es ist einer der ältesten Bioläden Münchens.«

Die junge Frau riss erstaunt die Augen auf. »Wow, das ist eine lange Zeit. Das Gebäude hat ein tolles Flair. Diese hohen Decken und der Stuck an den Wänden. Wirklich etwas ganz Besonderes.«

»Danke. Ich fühle mich auch sehr wohl hier.« Emmi lächelte. »Ich bin Emmi.« Sie beugte sich über den Tresen und streckte die Hand aus, die die junge Frau herzlich schüttelte.

»Ich bin Viola. Wir sehen uns bestimmt bald wieder. Ich liebe solche kleinen Geschäfte. Wie viel bekommst du von mir?«

»Dreißig Euro achtzig.«

»Das habe ich zum Glück noch in bar.« Viola kramte den Betrag aus ihrem Geldbeutel und legte Scheine und Kleingeld passend in die Holzschale auf dem Tresen. »Dann bis zum nächsten Mal!« Die neue Kundin schulterte ihren Shopper und verließ das Geschäft.

Emmi wusch noch einmal ihre Hände, lief dann ebenfalls zum Ausgang und stellte die Tür fest, um gründlich zu lüften. Draußen hatte es über dreißig Grad, und die Hitze wurde mittags schier unerträglich. Tief atmete sie ein und sah einer Biene hinterher, die von dem süßlichen Geruch der Früchte in ihrer Auslage angelockt wurde. Emmi versuchte, sie wieder hinauszubefördern, doch das kleine Vieh schwirrte summend an die Decke. Emmi zuckte mit den Schultern. Dann musste sie wohl von selbst hinausfinden.

Schnell wischte sie sich die Hände – die noch leicht feucht waren – an ihrer Schürze ab. Dann machte sie sich daran, die geflammten Weinkisten mit den Obst- und Gemüsesorten durchzusehen, die in hohen Holzregalen an der Wand angebracht waren. Sie nahm eine Orange nach der anderen in die Hand, prüfte sie auf verdorbene Stellen, sortierte einige aus und

warf sie in einen Eimer. Musterte die Zitronen, die Grapefruits, die Äpfel und alle weiteren Sorten, die besonders empfindlich auf die hohen Temperaturen dieses flirrend heißen Münchner Sommers reagierten.

Es war wichtig, die Kisten täglich durchzusehen. Emmis Produkte waren von Haus aus hochpreisiger, was zum einen an der Bioqualität lag, aber auch daran, dass ihr Geschäft nicht zu einer Supermarktkette gehörte und sie ihren Umsatz nicht über die Masse an verkauften Waren generieren konnte. Nein, sie musste penibel ihre Marge im Auge behalten. Die Miete, die Nebenkosten, Minijobberin Lilly, die ständigen Investitionen und letztlich ihr eigener Lohn. Wenn sie all das zusammenrechnete, stand eine beachtliche Summe unten auf dem Blatt. Wenn sie es nicht schaffte, genug Geld zu erwirtschaften, war es immer ihr Gehalt, auf das sie als Erstes verzichtete. Das konnte sie eine Weile, aber auf keinen Fall dauerhaft tragen.

Und irgendwann mussten die Einnahmen auch für eine Altersversorgung reichen, sonst müsste sie ihre Leidenschaft früher oder später aufgeben. Damit Kunden diese höheren Preise tolerierten, bot sie im Gegenzug Ware von ausgezeichneter Qualität und einen einzigartigen Service. Wenn es irgendwie im Rahmen des Möglichen war, erfüllte sie jeden Kundenwunsch.

Emmi prüfte die letzte Kiste. Sie zupfte ein paar matschige Trauben von der üppig bewachsenen Rispe und warf sie zu den restlichen Abfällen in den Eimer. Wenn sie doch nur nicht ständig so viel wegschmeißen müsste! Aber was sollte sie machen? Verdorben war verdorben, und weitere Kühlschränke konnte sie sich nicht leisten. Jeden Tag hoffte Emmi darauf, dass sie mehr Einnahmen hätte, dass mehr Kunden zu ihr kämen. Seuf-

zend strich sie sich eine dunkelbraune Locke aus der Stirn, schnappte sich den Kübel und entsorgte die Abfälle im großen Komposteimer in der Küche.

Als sie in den Verkaufsraum zurückkam, war die Stille der Luft fast greifbar, nur unterbrochen vom Summen des Kühlschranks. Sie hatte ganz vergessen, das Radio anzuschalten, das normalerweise im Hintergrund lief. Emmi drückte den Knopf des alten Apparates, als könnte etwas Musik aus ihrem Lieblingssender *Bayern 1* die drückende Hitze vertreiben, die sich zwischen den massiven, mürben Mauern auf ihre Haut legte. Kein Wunder. Die Stadt flimmerte unter der brütenden Sonne, die Leute waren in den Ferien. Zu keiner anderen Zeit im Jahr gab es so viele freie Parkplätze wie im August.



Nachdem Emmi die abverkauften Milchprodukte aufgefüllt und jedes Mal einen winzigen Moment länger als nötig vor den geöffneten Kühlschrankschranktüren verharrt hatte, vertrieb sie sich den frühen Nachmittag damit, ein paar Regale auf abgelaufene Produkte zu prüfen. Für diese Tätigkeit eigneten sich die verkaufsschwachen Wochen perfekt, bevor der Herbst – manchmal schneller, als man schauen konnte – das Weihnachtsgeschäft ankündigte.

Zwischendurch bediente sie wenige Kunden, die sich anstelle eines großen Wocheneinkaufs nur ein Eis oder eine Flasche kühle Limonade auf die Hand mitnahmen. Als sie gegangen waren, lehnte Emmi sich mit geschlossenen Augen gegen die Wand und genoss die kühlende Erleichterung, die durch das Gemäuer an ihren schmerzenden Rücken drang.

Sie wusste, dass sie zu viel arbeitete. Aber bis sie sich mehr Personal leisten konnte, musste sie selbst zu den Öffnungszeiten des Ladens die Stellung halten: montags bis freitags von acht bis zwanzig Uhr und samstags von neun bis achtzehn Uhr. Hinzu kamen die Vorbereitungen am Morgen und das Aufräumen nach Ladenschluss. Zweiundsiebzig Stunden die Woche!, wie ihre Mutter sie am Telefon öfters liebevoll ermahnte.

Emmi öffnete die Augen. Ihr Blick fiel auf die Kuchentheke, genauer gesagt, auf ein Stück Bienenstich, das vom Vortag übrig geblieben war. *Himmlich, jetzt was Süßes.*

Sie seufzte gedanklich. Ein knackiger Salat oder ein paar Nudeln wären sicher besser für die Figur. Doch dazu fehlte ihr die Energie, und in einem Geschäft, in dem stets alles bereitstand, war es schwierig, sich nicht den gesamten Tag mit Snacks über Wasser zu halten. Es gab Menschen, die regelrecht abmagerten, wenn die Arbeitsbelastung und der Stress ihnen über den Kopf wuchsen. Emmi gehörte nicht dazu. Seit einigen Monaten spannte ihre alte Lieblingsjeans bedrohlich am Bauch.

Gequält verzog sie das Gesicht, gähnte. Um ihre Figur würde sie sich morgen kümmern. Es war vierzehn Uhr, seit fünf Uhr dreißig war sie auf den Beinen.

Emmi holte sich Teller und Gabel aus einem Schrank, und hob sich das Stück sahnige Sünde mit einem Kuchenheber darauf. Dann warf sie die Kaffeemaschine an, ließ einen großen Cappuccino mit Hafermilch in ihre Tasse fließen, bestreute ihn mit Zimt und rührte zwei Löffel Zucker hinein, genau so, wie sie ihn immer trank. Setzte sich damit an den kleinen Holztisch in der Küche, von dem aus sie die Tür im Blick hatte, falls ein Kunde hereinkommen sollte. Sie nahm einen großen Schluck und leckte sich den Milchschaum von den Lippen. Auch auf

die viele Milch und den Zucker in ihrem Kaffee sollte sie lieber verzichten, sie wusste doch, dass Joey sie lieber schlanker mochte. Aber ... es schmeckte doch so gut. Apropos Joey. Emmi zog ihr Handy aus der Gesäßtasche. Keine Nachricht. Gefrustet seufzte sie und sah gedankenversunken durch das große Fenster, das in den Hinterhof zeigte, wo zwei Amseln in dem Kirschbaum herumhüpften, der im Frühling so wunderschön zartrosa geblüht hatte.

Emmi schob sich ein Stück Bienenstich in den Mund. Der Geschmack des sündhaften Gebäckstücks legte sich wie eine wärmende Glasur über ihre Enttäuschung. Dann schloss sie die Augen und genoss diese kleine, zuckrige Flucht aus der Realität. Sie entspernte ihr Handy und tippte eine Nachricht:

*Schatz, kommst du mich später abholen? Ich denke, ich bin pünktlich fertig. Wenig los. Freue mich auf einen gemütlichen Abend.
E.*

Würde er kommen? Joey war den ganzen Tag beim Repetitorium und anschließend in der Bibliothek, wie immer. Er studierte Jura an der juristischen Fakultät der LMU, und das zweite Staatsexamen stand kurz bevor – der alles entscheidende Schritt für seine Karriere. Ohne Topnoten hätte er keine Chance auf eine Stelle in einer der großen Kanzleien, über die er so oft sprach. Strafrecht reizte ihn, aber er erzählte auch immer wieder von lukrativen Jobs im Wirtschaftsrecht. Also quälte er sich durch endlose Falldokumentationen, Gutachten und Gesetzestexte, während Emmi Regale auffüllte, Lieferungen entgegennahm und versuchte, ihr Geschäft über Wasser zu halten. Natürlich hatte sie Verständnis dafür, dass er in den letz-

ten Wochen und Monaten kaum Zeit gehabt hatte. Manchmal wusste sie ja selbst nicht, wie sie ihre Beziehung mit ihrem fordernden Job unter einen Hut bringen sollte.

Trotzdem spürte sie jeden Abend einen kleinen Stich in der Magengegend, wenn er erst um Mitternacht nach Hause kam, wenn sie schon längst im Bett lag. Er schlief dafür morgens aus, doch das konnte sie nicht, *sie* musste jeden Tag spätestens um sieben im Geschäft parat sein.

Deprimiert starrte Emmi auf das schwarze Handydisplay, als wüsste es eine Antwort darauf. Doch das Gerät blieb stumm.

Emmi aß den Kuchen bis auf den letzten Krümel auf, trank den Cappuccino leer und stellte das Geschirr in die Spülmaschine. Es war höchste Zeit, die Bestellung für den nächsten Tag zu erfassen, damit sie diese noch rechtzeitig an den Großhändler schicken konnte.

Gestärkt schnappte sie sich den Scanner aus dem Büro, mit dem sie die Etiketten derjenigen Produkte einscannete, die sie nachbestellen wollte. Sie startete bei den Milchprodukten, speicherte verschiedene Sorten Obst und Gemüse im virtuellen Warenkorb und prüfte die Bestellsomme. Für die Trockenware, also alle Produkte, die nicht gekühlt werden mussten, war nur noch wenig Budget übrig, denn die Einnahmen der letzten Tage waren spärlich gewesen.

Doch Emmi hatte keine Lust mehr, Trübsal zu blasen. Sie hob ihr Kinn und sprach sich selbst Mut zu. *Kopf hoch, die Sommerferien sind bald vorbei, und dann kommt schon fast das Weihnachtsgeschäft. Das schaffst du!*

Doch insgeheim wusste sie, dass sich an der Umsatzsituation etwas ändern musste, damit sie den Laden halten konnte. Nur was?



Als der Abend nahte, bereitete Emmi sich für das Feierabendgeschäft vor, denn der Erfahrung nach kamen zwischen achtzehn und neunzehn Uhr die meisten Kunden, um sich vor Ladenschluss mit dem Nötigsten einzudecken. Normalerweise war während der Sommerflaute der kleine Ansturm schnell vorbei, sodass sie nebenbei mit dem Aufräumen beginnen konnte: die Kisten mit dem Obst und Gemüse verstauen, die Kühlschränke auffüllen, die Küche putzen, das Brot wegräumen, die Kasse zählen. Wenn sie sich richtig beeilte, war sie manchmal schon eine halbe Stunde nach Ladenschluss mit allem fertig.

Doch nicht heute. Zu Emmis Verwunderung klingelte bis zwanzig Uhr immer wieder die Türglocke. Das war super. Jeden Cent konnte sie gebrauchen! Joey hingegen hatte sich nicht gemeldet. Sie vermutete, dass er so in seine Bücher versunken war, dass er schlichtweg nicht auf sein Handy geschaut hatte. Auch gut. Dann musste sie sich zumindest nicht mit dem Aufräumen beeilen.

Als die Tür hinter dem letzten Kunden zufiel, fühlte Emmi sich regelrecht beschwingt. Die Kasse klingelte, und sie hatte den ein oder anderen netten Plausch gehalten. Ein voller Erfolg für einen Sommertag! Gerade wollte sie sich ans Aufräumen machen, da läutete noch einmal die Türglocke.

»Hi, Babe, hier bin ich.«

Überrascht sah Emmi auf. Joeys Stimme klang entspannt, eine Hand lag locker am Verschluss seiner Ledertasche.

»Ich konnte mich einfach nicht mehr konzentrieren, ich brauch mal 'ne Pause. Können wir los?«

Emmi fuhr sich mit der Hand durch die Locken und sah sich im Laden um. Chaos. Noch lange war sie nicht fertig. Sie trat zu Joey, stellte sich auf die Zehenspitzen und drückte ihm einen flüchtigen Kuss auf die Lippen.

»Nein, leider nicht«, sagte sie. »Wie du siehst, bin ich bisher nicht zum Aufräumen gekommen. Heute Abend waren mehr Kunden da als sonst – trotz der Sommerferien. Echt verrückt.«

Joey grinste. »Super, Babe, das ist doch prima!« Er rieb sich den Nacken. »Weißt du was? Ich warte einfach drüben und gönne mir schon mal ein Bierchen. Bin hundemüde, hab den ganzen Tag in der Bib verbracht.«

Emmi ließ die Schultern hängen. »Könntest du mir nicht vielleicht ein bisschen helfen? Es würde schneller gehen.« Sie hörte selbst, wie müde ihre Stimme klang. Joey sah an sich hinab und lachte zögerlich.

»In den Klamotten? Ist das dein Ernst?« Er trug eine dunkelblaue Chinohose, ein weißes Hemd und trotz der Hitze eine feingewebte Merinojacke mit Reißverschluss darüber, die seine Businesskleidung etwas auflockerte. Makellos gestylt, als käme er geradewegs vom Netzwerkdinner der Anwaltskammer – oder aus einer Welt, in der es nicht nötig war, am Ende eines langen Tages Regale einzuräumen. Wieder meldete sich dieses leise Ziehen in Emmis Brust, eine Mischung aus Enttäuschung und Erschöpfung. Sie hatte nicht wirklich erwartet, dass Joey ihr helfen würde. Und doch hatte ein kleiner Teil von ihr gehofft, dass er es tun würde. Stattdessen stand er jetzt vor ihr, tadellos gekleidet, mit diesem leicht amüsierten Ausdruck im Gesicht, als wäre es absurd, dass sie ihn überhaupt darum gebeten hatte.

»Gut«, murmelte sie und wandte sich ab. »Aber dann dauert es eben noch.«

»Kein Problem, ich entspanne mich derweil ein bisschen. Und dann bestellen wir Pizza, okay?«

Emmi nickte resigniert, mit dem nagenden Gefühl im Bauch, dass nichts *okay* war, dass sie aber gerade auch nicht die Kraft fand, etwas daran zu ändern.

Die Türglocke klingelte und weg war er. Emmi sah ihm nicht nach, sondern zählte das Geld in ihrer Kasse. Tatsächlich stapelten sich darin deutlich mehr Scheine als in den letzten beiden Tagen. Vielleicht ging es doch bergauf mit dem Laden? Sprach es sich herum, dass es sie gab?

Das raschelnde Geldbündel in ihrer Hand besserte ihre Laune merklich. Beschwingt drehte sie das Radio lauter, ging ins Büro, verstaute den Stapel in einem Beutel und begann aufzuräumen. Nach wenigen Minuten hatte sie ihren Ärger fast vergessen.

Fast.

2



Emmi trat hinaus in die laue Abendluft, sperrte die Ladentür ab und lief über die Straße, um Joey in der Wirtschaft abzuholen. Jetzt, wo sie ihm gleich gegenüberstehen würde, stieg der Ärger wieder in ihr auf. Er hatte sie allein gelassen. Waren ihm seine Klamotten wichtiger als sie?

Aufgewühlt stieß sie die Tür zur Wirtschaft heftiger auf, als nötig, und trat ein, als sie etwas abrupt nach hinten riss. Verdammst! Jetzt war sie auch noch mit ihrem Taschenhenkel am Türkopf hängen geblieben. Mit einem Ruck löste sie die Schlaufe und schnaufte entnervt. Drinnen war es warm und laut, das gedämpfte Stimmengewirr mischte sich mit dem Klirren von Geschirr.

Sie entdeckte Joey sofort. Er saß auf einem Hocker an der Theke. In der einen Hand hielt er ein Glas Helles, mit der anderen tippte er auf seinem Handy herum. Erst als sie direkt neben ihm stand, sah er auf, drehte das Telefon beiläufig um und grinste.

»Da bist du ja! Magst du einen Schluck?« Seine Grübchen traten hervor, dieses charmante Lächeln.

»Nein, danke.« Emmi schüttelte den Kopf. »Ich bin müde und habe Hunger. Können wir los?«

»Klar!« Ohne zu zögern, exte er den Rest seines Biers. »Bezahlt habe ich schon. Madame?« Er deutete zur Tür, als wäre sie eine Fremde, die er höflich hinauskomplimentierte.

Sie wollte keinen Streit anfangen. Deshalb schob sie das in ihr brennende Gefühl entschlossen beiseite, das sie daran erinnerte, dass Joey ihr nicht beim Aufräumen geholfen hatte, und trat hinaus auf die Straße. Doch als er ihre Hand nehmen wollte, vergrub sie sie tief in der Tasche ihrer Jeans.

Sofort spürte sie seinen überraschten Blick auf ihrer Wange. »Was ist, Babe? Du bist nicht sauer, oder?«

Jetzt konnte sie doch nicht mehr an sich halten.

»Wieso hast du mir nicht geholfen?« Ihre Stimme klang gefasster, als sie sich fühlte. »Du hättest eine Schürze anziehen können.«

Joey schnaubte genervt. »Echt jetzt, Emmi? Du weißt doch, dass das mit dem Laden nicht mein Ding ist. Außerdem bin ich wirklich geschlaucht. Stundenlang hocke ich im Repetitorium und schlage mir Gesetzestexte um die Ohren. Bis zum Staatsexamen ist nicht mehr viel Zeit.«

»Ich weiß.« Sie presste für einen Augenblick die Lippen zusammen. »Aber es würde viel schneller gehen, wenn du mal eben mit anpacken würdest. Und ...« Sie brach ab.

»Und was?«

»Na, wir wären wenigstens zusammen. Wir könnten nebenbei reden, uns von unserem Tag erzählen. Stattdessen gehst du lieber allein in die Wirtschaft.«

Joey blieb stehen. »Emmi, komm schon.« Dann seufzte er und rieb sich über das Gesicht. »Wir können uns doch jetzt

unterhalten. Lass uns nicht streiten, okay? In ein paar Wochen ist alles rum, dann habe ich wieder mehr Zeit. Und das nächste Mal, wenn ich eine normale Jeans an habe, dann helfe ich dir. Versprochen.«

Zaghaft nickte sie. Was sollte sie dazu schon sagen? Sein Staatsexamen war seit Monaten das Totschlagargument. Die Entschuldigung für alles. *In ein paar Wochen* – wie oft hatte sie das schon gehört?

Energisch schluckte sie den bitteren Geschmack hinunter, der hartnäckig an ihrem Gaumen zu kleben schien. »Okay. Lassen wir das.«

Joey grinste. Offensichtlich fühlte er sich als Sieger dieser Diskussion. »So gefällst du mir schon viel besser!« Er drückte ihr einen Kuss auf die Wange. »Komm, lass uns nach Hause gehen, Pizza bestellen und einen Film schauen.«

Der Himmel über den Dächern Münchens war tiefblau und durch den Schein zahlreicher Laternen erhellt. Emmi holte tief Luft und versuchte, das nagende Gefühl abzustreifen, das sie in den letzten Stunden begleitet hatte. Ein Sommerabend in ihrer Lieblingsstadt. Sie sollte sich ihren wohlverdienten Feierabend nicht vermiesen lassen. Und doch merkte sie, dass etwas in ihr zu bröckeln begann.



Emmis Wohnung befand sich etwa zwanzig Minuten fußläufig von ihrem Laden entfernt. Der Weg führte vorbei an beschaulichen Seitenstraßen und einem Park. Emmi schlenderte mit einer Armlänge Abstand neben Joey her. Er erzählte ihr von einem Fall, mit dem er sich an diesem Tag ausführlich beschäf-

tigt hatte, doch ihre Gedanken wanderten immer wieder zu ihrem Laden. Würde sie es schaffen, bis Ende des Jahres genug Kunden zu gewinnen, um ihr Geschäft zu behalten?

»Jetzt ist die Frage: Gehört das Auto wieder ihm? Oder der Versicherung? Oder dem Händler, der es gutgläubig weiterverkauft hat? Total verrückt, oder?«

Schuldbewusst drehte sich Emmi zu ihm. »Bitte entschuldige. Worum geht es noch mal?«

Er runzelte die Stirn, dann fuhr er sich durch die kurzen dunklen Haare. »Wo bist du denn mit deinen Gedanken?«

»Bei meinem Laden. Es ist einfach noch zu wenig Umsatz. Irgendetwas muss passieren.«

Sie kamen vor ihrem Wohnhaus zum Stehen, einem Altbau mit großem Innenhof. Emmi wohnte bereits seit ein paar Jahren hier.

»Und was genau?«

»Na, ich brauche mehr Kunden. Vielleicht sollte ich mal Flyer verteilen oder etwas in der Art.« Sie kramte den Schlüssel aus ihrer Tasche und steckte ihn ins Schloss.

»Flyer? Ist das dein Ernst? Die wandern doch sowieso gleich in den Müll.«

»Hast du eine bessere Idee?« Froh, endlich daheim zu sein, trat sie in den Hausflur, Joey hinter ihr.

»Jetzt in diesem Moment? Nein. Aber lass uns die Tage mal darüber nachdenken. Okay?«

Das war ja klar gewesen. Warum hatte sie ihm überhaupt von ihren täglichen Herausforderungen erzählt? Jetzt war sie schon wieder enttäuscht. Spätestens morgen hätte er das Thema vergessen. Doch für heute, das nahm sie sich fest vor, würde sie ihre negativen Gedanken ziehen lassen. Was sie jetzt brauchte,

war ein entspannter Abend, bevor früh um sechs Uhr wieder ihr Wecker klingelte. Darum sagte sie: »So machen wir's. Und du kannst mir bei der Pizza ja noch mal von dem Fall erzählen, okay?«

»Super. Weißt du schon, welche du magst?«

»Pizza Funghi, wie immer.« Bei dem Gedanken an das Essen von ihrem Lieblingsitaliener meldete sich ihr Magen sofort mit einem hungrigen Grollen. Sie stiegen die letzten Stufen in den zweiten Stock, und Emmi sperrte die Tür auf.

»Ich rufe an.« Joey zückte sein Handy und wählte die Nummer vom Pizzaservice. Emmi hängte ihre Tasche an die Garderobe, streifte sich die Turnschuhe von den Füßen und wechselte ihre Kleidung in eine bequeme Jogginghose und ein T-Shirt. Dann lief sie an ihrem Arbeitszimmer vorbei in die Küche und kam kurz darauf mit Tellern, Gläsern und einer Flasche Rotwein ins Wohnzimmer. Erschöpft ließ sie sich neben Joey fallen, der sich ebenfalls umgezogen hatte und vor dem flimmernden Fernseher saß. »Was wollen wir schauen?«, fragte er. Die Arme entspannt im Nacken verschränkt, lehnte er sich zurück.

»Ich habe eine Doku über Meeressäuger in der Vorschau gesehen, die könnte in der Mediathek sein. Sah interessant aus.«

»Alles klar, du bestimmst heute.«

»Echt?« Überrascht sah sie ihn an. Fest hatte sie mit einem Veto gerechnet.

Doch er zuckte nur mit den Schultern und lächelte. »Ja, wir schauen heute das, was du möchtest.«

Emmi nahm die Fernbedienung und startete die Mediathek. Normalerweise überließ Joey ihr die Entscheidung über das Fernsehprogramm selten so bereitwillig.

Doch bevor sie weiter darüber nachdenken konnte, klingelte es an der Tür. Joey sprang auf und kam wenig später mit zwei dampfenden Pizzakartons zurück. »Ich habe sie gleich schneiden lassen«, sagte er und reichte Emmi ihre Pizza.

Während er seinen Karton öffnete, fragte Emmi: »Wie sieht's eigentlich bei dir am Sonntag aus? Wollen wir zu meinen Eltern an den See rausfahren?«

Joey zog die Stirn kraus. »Tut mir leid, aber ich muss lernen.«

Emmi ließ den Kopf sinken. »Okay ... Du kannst dir am Sonntag nicht freinehmen? Brauchst du nicht auch mal eine längere Pause oder etwas Abwechslung? Wir könnten uns in den Garten setzen und was Kaltes trinken.«

Bedauernd schüttelte er den Kopf. »Sorry, ich kann mir das momentan einfach nicht leisten. Aber wenn du willst, können wir vorher gemütlich frühstücken. Okay?«

Sie nickte zögernd. »In Ordnung. Ich versteh dich ja auch. Es ist halt ... das Staatsexamen.« Vielleicht würde ja danach wieder mehr Schwung in ihre Beziehung kommen. Während sie aßen, lief die Dokumentation im Hintergrund. Doch Emmi merkte, wie ihre Aufmerksamkeit nachließ. Ihre Lider wurden schwer, und bevor sie sich dagegen wehren konnte, übermannte sie die Müdigkeit. Sie wurde erst wieder wach, als Joey sanft über ihren Arm strich.

»Hey, wachst du noch mal auf?«, murmelte er.

Sie spürte seinen Atem an ihrer Wange und blinzelte verschlafen. »Mmh ... ich glaube nicht. Wieso?«

Joey zögerte einen Moment, dann beugte er sich zu ihr und küsste sie auf die Stelle über ihrem Schlüsselbein. »Na ja ... du weißt schon. Es kommt nicht so oft vor, dass wir abends Zeit für uns haben.«

Emmis Herz setzte einen Schlag aus. Ihr Gehirn war noch träge vom Schlaf, aber Joeys Blick war eindeutig. Eigentlich war sie hundemüde. Und doch überzog eine wohlige Gänsehaut ihren Nacken. Körperliche Nähe zwischen ihnen war in der letzten Zeit definitiv zu kurz gekommen. Vielleicht wäre ja Sex etwas, das sie wieder enger zusammenbringen würde.

»Okay«, flüsterte sie. Emmi schloss die Augen und ließ sich von Joeys Berührungen treiben. Seine Fingerspitzen strichen sanft über ihre Haut, weckten Erinnerungen an die ersten Monate ihrer Beziehung – eine Zeit, in der alles so intensiv gewesen war, voller Leidenschaft und Nähe. Damals hatte sie sich in seine Zärtlichkeit verliebt, in seine Art, sie anzusehen, als gäbe es nichts Wichtigeres auf der Welt.

Jetzt, in diesem Moment, konnte sie fast glauben, dass noch alles so war wie am Anfang. Dass sie eine glückliche Partnerschaft führten. Dass Joey sie liebte.

Doch tief in ihr nagte der Zweifel. Warum konnte er diese Wärme, die er ihr im Bett schenkte, nicht auch in den Alltag tragen? Jetzt und hier gab er ihr das Gefühl, dass er sie sah, dass er sich nach ihren Bedürfnissen richtete, doch tagsüber war sie meist allein. Es war, als folgte ihre Beziehung dem Rhythmus von Tag und Nacht. Sobald der Mond am Himmel stand, fühlte sie diese tiefe, fast greifbare Nähe. Doch kaum dämmerte der Morgen, schob sich etwas Unsichtbares zwischen sie, eine Distanz, die Emmi nicht benennen konnte und die sie irritierte.



Wenig später lagen sie nebeneinander, und Emmi spürte die Erschöpfung in jeder einzelnen Zelle ihres Körpers.

Joey zog sie in seine Arme, drückte einen sanften Kuss auf ihre Stirn. Und doch war etwas anders. Der Sex hatte den Zweifel nicht vertrieben.

3



August 2024

Paul lag in einer Seitenstraße, verborgen im Treppenaufgang vor einem Versicherungsgebäude. Er hatte die Augen geschlossen und atmete den Geruch von kühlem Stein. Der Schmerz in seinem Rücken gehörte inzwischen ebenso zu ihm wie der ständige Hunger und der Dreck unter seinen Fingernägeln. Er konnte sich nicht an die Härte des Bodens gewöhnen, der ihm nun als Bett diente. Niemals und unter keinen Umständen hätte er sich in seinem früheren Leben an so einem Ort liegen gesehen, im Dreck, in schmutzigen Klamotten, isoliert von der Welt. Früher, als er noch jemand gewesen war.

Ein kühles Lüftchen strich über sein Gesicht und spendete ihm für einen Moment Klarheit. Doch sogleich sickerten wieder diese schwermütigen Gedanken in seinen Kopf, wie immer, wenn er nach einem anstrengenden Tag endlich Ruhe fand. Seine Kleidung klebte an seinem Körper, der Stoff war kühl, aber steif, vollgesogen von der Härte des Lebens, von der Stille der Nacht.

Einen Augenblick ließ er sich zu der Fantasie verleiten, unter einer Dusche zu stehen, frisches Wasser auf seine nackte Haut prasseln zu lassen, den Schmutz der Straße abzuspülen. Doch längst hatte er sich an den beständigen Geruch nach Schweiß und Asphalt gewöhnt, der ihn in diesem heißen Sommer begleitete, ihm anhaftete wie eine zweite Haut. Erst die Reaktionen der Menschen um ihn herum führten ihm immer wieder vor Augen, wie stark er tatsächlich riechen musste. Es war egal, ob sie sich dezent oder auffällig abwandten – die Gesten entgingen ihm nicht.

Paul schämte sich für den Gestank, den sein Körper verströmte wie eine stumme Anklage. Doch was sollte er tun? Die Hygienecenter in den Bahnhöfen kosteten Geld, das er nicht hatte. Und die Duschen in den Tagesstätten der Wohlfahrtsverbände waren heillos überfüllt, besonders in den Sommermonaten. Dazu fiel es ihm an manchen Tagen schwer, stundenlang zwischen anderen Obdachlosen zu warten, die mit Alkoholproblemen, Krankheiten oder Depressionen kämpften. Es war nicht so, dass er sich abgrenzen wollte, nein. Längst wusste er, dass er einer von ihnen war. Doch ihre Schicksale gingen ihm nah, und die Lebensmüdigkeit in den Augen mancher berührte ihn mehr, als er zugeben konnte.

Auch nach fast neun Monaten fiel es ihm schwer, sich in seiner neuen Rolle als Obdachloser in der Gesellschaft zu bewegen. Oft ertappte er sich dabei, wie er versuchte, un bemerkt zu bleiben – nicht aufzufallen, nicht gesehen zu werden. Bis heute hatte er Angst, gefunden zu werden, ihnen ausgeliefert zu sein. Er musste weiterhin vorsichtig sein. Zu deutlich erinnerte ihn die schmerzende Narbe an seinem linken Oberschenkel an das, was passiert war.

Paul sog tief die Luft ein, strich sich mit der Zunge über die belegten Zähne und versuchte, das klebrige Gefühl zu verdrängen, das die klamme Kleidung auf seiner Haut hinterließ. Morgen, so nahm er sich vor, würde er sich anstellen. Eine kurze Dusche, wenigstens für ein oder zwei Tage ein Gefühl von Frische, um zu vergessen, dass er alles verloren hatte. Die kühle Luft, die mit Einbruch der Nacht in den Hauseingang strömte, half ihm, herunterzukommen, auch diesen Tag hinter sich zu lassen. Vielleicht würde er ein wenig Schlaf finden – ein paar Stunden, bis die Härte des Bodens ihn weckte, bis er seine steifen Glieder bewegen musste, sodass die Schmerzen nachließen.

Plötzlich schlug etwas neben ihm auf. Ein hell klingender Aufprall. Klirrendes Metall auf Stein. Paul riss die Augen auf und bemerkte entsetzt, dass kühle, klebrige Flüssigkeit durch den Stoff seines Ärmels sickerte. Nicht schon wieder. Er wollte nur schlafen. Nur für ein paar Stunden.

Ruckartig setzte er sich auf. Sein Herz raste. Schritte. Ganz nah. Jemand stand vor ihm.

»Was zur Hölle ...?«

»Genau!«, fiel ihm eine dunkle Gestalt donnernd ins Wort. »Was zur verdammten Hölle treibst du hier? Verpiss dich, Mann! Das ist ein Versicherungsgebäude, kein Schlafsaal!«

Fluchend schüttelte Paul die Flüssigkeit von seinem Ärmel, doch es war zu spät. Der Stoff hatte sich vollgesogen – kalt, klebrig, widerlich. Ein süßlich-zitroniger Duft stieg Paul in die Nase, und ein kurzer Blick auf die auslaufende Dose bestätigte seinen Verdacht: Limonade.

Er blinzelte in die Dunkelheit, versuchte, das Gesicht des Angreifers auszumachen, die Gefahr der Situation einzuschätzen. Hatte er nicht schon genug zu kämpfen, verdammt?

Die Gestalt eines schwächtigen, glatzköpfigen Anzugträgers schälte sich aus den Schatten der Nacht. In Paul stieg Ärger auf. Was bildete sich dieser geleckte Typ ein? Reichte es nicht, ihn wegzujagen, musste er ihn auch noch demütigen?

»Was soll das, verdammt?« Paul schleuderte dem Mann die Dose vor die Füße. Der stand da, die Schultern angespannt, den Arm ausgestreckt, den Finger auf ihn gerichtet.

»Hey!« Der Mann beugte sich drohend über ihn. »Freunden, nicht auch noch frech werden! Mach, dass du von hier verschwindest, sonst rufe ich die Polizei!«

Die Polizei. Das Totschlagargument der Gesellschaft. Mit dem Gesetz im Rücken war es erlaubt, unmenschlich zu sein.

»Aber ...«, begann Paul, doch die Worte blieben ihm in der Kehle stecken. Was hätte er auch sagen sollen? Dass er nichts Böses wollte? Dass er nur erschöpft war? Es hätte nichts geändert. Es änderte nie etwas. Fast nie. Also schwieg er. Es kam oft vor, dass Menschen ihn verjagten wie eine lästige Fliege. Und ein Teil von ihm konnte es ihnen nicht einmal verübeln. Der Mann hatte recht: Es war ein Hauseingang, kein Schlafplatz. Er unternahm einen letzten Versuch. »Morgen früh bin ich weg.«

»Vergiss es! Such dir einen anderen Ort, den du verpesten kannst. Pack deine Tüten und verschwinde! Du kannst froh sein, dass ich dich nicht die Reinigung bezahlen lasse.« Mit einem dünnen Finger, an dem ein viel zu großer silberner Ring steckte, deutete der Typ auf die klebrige Pfütze, die allmählich auf dem Steinboden antrocknete. Die Pfütze, die er selbst verursacht hatte.

Über Paul schwappte eine Welle aus Wut, Frustration und Müdigkeit, die er kaum unter Kontrolle halten konnte. Unge-

schickt, weil ihm ein Bein eingeschlafen war, schälte er sich aus seinen Decken und stand auf. Jetzt war er deutlich größer als dieser Anzugtyp.

»Vorsicht, Freundchen«, zischte er. »Nur weil du einen Job und eine Wohnung hast, bist du noch lange nichts Besseres. Nicht mal eines meiner verschwitzten Shirts wäre mir dein Leben wert.«

Der andere zuckte minimal zusammen, als wäre er überrascht, dass Paul sich wehrte. Doch dann fand er seine Haltung wieder, seine Augen funkelten kalt.

»Verpiss dich!«

Die Adern am Hals des Mannes pulsierten gefährlich. Pauls eigener Atem ging schneller, seine Hände ballten sich zu Fäusten. Er konnte schlecht damit umgehen, gedemütigt zu werden. Doch er wusste auch, dass er den Kürzeren ziehen würde, wenn er es eskalieren ließ. Hatte er nicht schon genug Ärger an der Backe?

Paul atmete tief ein, aber seine Muskeln spannten sich trotzdem an. Er widerstand dem Impuls, den Kerl am Kragen zu packen und mit Wucht gegen die Hauswand zu schleudern. Was brächte ihm das? Nur noch mehr Probleme.

Resigniert raffte er seine Decken und Taschen zusammen, musterte den Mann mit einem letzten, abfälligen Blick. Was für ein Abschaum der Gesellschaft, der es nötig hatte, seine Macht an einem Obdachlosen zu demonstrieren. Dann ergab Paul sich dem Schein der Straßenlaternen und machte sich aus dem Staub.

Es dauerte nicht lange, bis er einen kleinen Park erreichte, in dem die Lichter bereits erloschen waren. Er trat in die Dunkelheit und sog die kühle Luft tief ein. Hier, im Schatten der

Bäume, konnte er verschwinden, unsichtbar sein. Niemand würde ihn an diesem Ort heute Nacht stören. Der Park bot nicht denselben Schutz vor Wind und Wetter wie ein Hauseingang, doch Paul mochte es, in der Natur zu schlafen und mit dem Rascheln der Blätter aufzuwachen.

Müde ließ er sich auf einer Bank nieder, die im Mondschein lag. Er zog sein Shirt aus, das am rechten Ärmel durchnässt war, und schlüpfte in ein trockenes – wenn auch längst kein sauberes. Wenn er morgen duschen ging, konnte er vielleicht auch mal wieder seine Kleidung waschen. Er wusste inzwischen, dass Limonade nicht nur trocknete, sondern klebrige Zuckerflecken im Stoff hinterließ, die unangenehm auf der Haut kratzten.

Sein Blick fiel auf seine Tasche, in der die Uhr lag. Er zog sie heraus und ließ sie langsam zwischen den Fingern hin und her gleiten. Für andere war es ein Schmuckstück, ein Wertgegenstand. Ihm spendete sie Trost in schweren Stunden.

Paul legte den Kopf in den Nacken und sah in den Sternenhimmel. Die Augen, die hinauf in die schwarze Nacht blickten, waren dieselben wie früher. Der Mensch, die Persönlichkeit, die er gewesen war, war längst verschwunden. Nur irgendwo in der Ferne glomm noch ein zarter Funke weiter von dem Etwas, das ihn einmal ausgemacht hatte. Vor wenigen Monaten noch hatte ihn die Arbeit erdrückt, die Gewissensbisse, sein Schweigen. Und dann war es ausgerechnet die Wahrheit gewesen, die ihn aus seinem eigenen Leben gestoßen hatte, wie ein Stein im Schuh, der entfernt werden musste. *Unbequem*, dachte er, und das Wort zerfloss ihm auf der Zunge. Ich wurde *unbequem*. Und das war es dann gewesen.

Wie aus dem Nichts legte sich eine Hand auf seine Schulter. Paul zuckte zusammen und fuhr herum. Doch bevor die Panik

ihn packen konnte, hörte er ein vertrautes Lachen. »Mensch, Paul, das ist ja ein Zufall. Wurdest du auch von deinem Schlafplatz vertrieben?« Arthurs schiefe Zähne schimmerten im Dämmerchein des Mondlichts. Die Narbe über seiner Oberlippe war markant und schien aus einer längst vergangenen Zeit zu stammen.

»Arthur! Du hast echt Humor, mich von hinten anzufassen.« Paul fasste sich erleichtert an die Brust. Sein Puls pochte immer noch heftig.

»Sorry. War nicht böse gemeint. Lust auf ein Feierabendbier zum Runterkommen?« Der alte Mann hielt zwei Flaschen in die Luft. Paul fiel auf, dass seine Hände wieder deutlich zitterten. »Das Flaschensammeln heute am Bahnhof hat sich wieder gelohnt. Die Leute haben keine Lust, ihr Leergut mitzuschleppen. Solltest du auch mal versuchen. Allerdings war da wieder dieser unangenehme junge Mann, der offenbar nichts besseres zu tun hat als uns Obdachlosen seine Macht zu demonstrieren. Hängt öfters am Hauptbahnhof rum.«

»Welcher junger Mann?«

»Der rote Teufel. So nennen wir ihn. Er ist drogenabhängig, fast immer mit so einem dicklichen Freund unterwegs und hat knallrote Haare bis zu den Schultern. Deshalb der Name.«

»Noch nie von ihm gehört.«

»Besser so, glaub mir.«

»Und diese kostbare Beute würdest du mit mir teilen?« Paul nickte in Richtung der zwei halben Bier. Es war kein Spaß, mit bloßen Händen tief in die stinkenden Mülleimer zu greifen, während ringsum das Leben pulsierte.

Arthur nickte, kam um die Bank herum und setzte sich neben ihn. »Klar. Freu mich ja auch über ein bisschen Gesellschaft.

Machst du auf?« Er reichte ihm ein Feuerzeug und nacheinander die Flaschen.

Routiniert hebelte Paul die Kronkorken auf.»Bist du gar nicht müde?«

»Doch. Und wie. Aber ich kann heute Nacht eh nicht schlafen.«

»Wieso?«

Arthur senkte den Blick, als wögen die Worte auf seinen Lippen zu schwer. »Meine Angelika ist heute seit fünfzehn Jahren tot.«

Stille. Nur das Rascheln der Blätter über ihnen. Paul nickte verständnisvoll in die Dunkelheit hinein. »Wie lange wart ihr zusammen?«

»Fünfunddreißig Jahre.«

»Das ist eine sehr lange Zeit.«

»Ja, sie war eine gute Seele. Sie hat sich um alles gekümmert. Den ganzen Papierkram. Die Bürokratie. Dass wir zurechtgekommen sind. Sie hat penibel drauf geachtet, dass wir alle Rechnungen pünktlich bezahlen und uns nichts zuschulden kommen lassen.« Paul spürte seinen Blick von der Seite. »Ich kann nicht lesen und nicht schreiben, weißt du.«

»Oh. Das wusste ich gar nicht.«

»Ich gehe nicht hausieren damit. Bin nicht stolz drauf.« Arthur stieß einen Seufzer aus. »Ich kann es gar nicht fassen, wo die Zeit hin ist. Lass uns auf sie anstoßen. Ich vermisse sie, jeden Tag.«

Seine Hand schrammte beim Hochheben der Flasche Pauls Arm, so stark bebte sie. Wenn sich die Gelegenheit ergab, das nahm Paul sich fest vor, würde er mit Arthur über seine Hände sprechen.

»Prost!« Paul trank, dann drehte er die Flasche nachdenklich in seinen Fingern hin und her, in eigenen Erinnerungen schwelgend. Er dachte an seine Wohnung, die er bis vor gar nicht allzu langer Zeit noch für selbstverständlich gehalten hatte. An Bea. Wie schnell man alles verlieren konnte. Die Menschen, denen man vertraute. Den Stand in der Gesellschaft. Paul fühlte sich zunehmend wie ein Statist, der dabei zusehen musste, wie sein eigenes Leben langsam, aber stetig zu einer Erinnerung verblasste. Und dann diese Angst. Er hatte sich so allein damit gefühlt, die Verzweiflung hatte ihn vollends eingenommen. Er hatte gewusst, dass es riskant war. Aber nie hätte er geahnt, dass sie zu so etwas fähig waren.

Wie aufs Stichwort begann seine Narbe zu schmerzen. Er hatte sich nicht mal getraut, mit der Wunde zum Arzt zu gehen. Auf Fragen hätte er keine Antwort gehabt, und lügen konnte er nicht gut. Hatte Arthur sich auch so allein gefühlt?

»Gab es denn damals niemanden, der dich hätte unterstützen können?«, erkundigte er sich.

»Ich habe nicht gefragt.« Arthur rieb sich seinen Bart. »Ich wollte niemandem zur Last fallen. Ich glaube, das habe ich dir noch nicht erzählt, aber ich bin in einem Waisenhaus aufgewachsen.« Arthur holte tief Luft, als müsse er die Erinnerung an diese Zeit aus einer längst verscharren Grube ans Licht holen. »Was ich von Anfang an gelernt habe, ist, bloß nicht aufzufallen. Sich immer schön still zu verhalten, damit man nicht noch mehr verliert. Wenn man so was einmal drin hat, dann verlernt man es nicht mehr.« Erneut setzte er die Flasche an. »Aber viele Bekannte hatten wir auch nicht mehr, einige waren schon verstorben.«

»Deine Frau hatte auch keine Familie mehr?«

»Nein. Alle tot.« Er seufzte. »Und wo hätte ich anfangen sollen?« Er schob seinen abgewetzten Schuh über den sandigen Boden, immer wieder, langsam, wie in Gedanken verloren. »Ich wusste nicht mal, wie man einen Antrag ausfüllt. Und dann ... dann ging alles den Bach runter. Erst die Mahnungen, dann die Kündigung. Ich hab's einfach nicht mehr auf die Reihe gekriegt.«

Paul schwieg. Er verstand nur zu gut. Manchmal war das Leben wie ein Strudel. Man wurde hineingezogen, und plötzlich war da nur noch wildes, trübes Wasser. Kein Halt mehr, kein Oben und Unten. Auch seine eigene Realität war binnen weniger Wochen über ihm zusammengeschlagen wie eine Welle, ohne Vorwarnung.

»Bist du mal zum Sozialamt gegangen?«

Arthur lachte bitter. »Einmal, ja. Die wollten Papiere sehen, die ich nicht hatte. Kontoauszüge, Bescheide, was weiß ich. Da bin ich wieder gegangen und nie wieder hin. Hab gedacht, ich komm irgendwie klar. Hab mich ja auch eine Zeit lang durchgeschlagen. Aber irgendwann ging's nicht mehr. Mich hat das alles so überfordert. Und dann noch ohne meine Angelika ...«

Seine Stimme brach, kaum merklich, und doch fühlte Paul einen dicken Kloß im Hals. Teilnahmsvoll legte er seine Hand auf die seines Freundes. Sie war rau und kühl. Er spürte Arthurs Blick auf sich, müde, aber ohne Selbstmitleid.

Als Arthur weitersprach, klang seine Stimme wieder fest. »Du weißt ja, wie das ist. Wenn du einmal in der Spirale drinnen bist, kommst du schwer wieder raus.«

»Die Leute haben genug mit sich selbst zu tun, und das verstehe ich ja auch. Am Ende muss jeder selber sehen, wie er klar kommt. Und wenn man es halt nicht schafft, dann wird man

irgendwann einer von denen, die nur noch als Teil der Straße gelten.«

»Weißt du, was mit deinen Eltern war?«, fragte Paul.

»Nein. Ich wurde anonym abgegeben, und man hat meine Eltern nie gefunden. Es ist schon ein seltsames Gefühl, so, als hätte man keinen festen Boden unter den Füßen.« Wie zur Verdeutlichung seiner Worte stampfte Arthur mit dem Fuß auf, dann trank er einen Schluck. Sein Bier war fast leer. »Aber ich kenne es nicht anders.« Arthurs Stimme mischte sich mit dem Wind, der sachte durch die Blätter in den Bäumen strich und sie rascheln ließ. »Klar, ich habe mich immer danach geseht, bei jemandem zu Hause zu sein und Eltern zu haben. Aber das gibt es eben nicht für jeden. Mein erstes Zuhause hatte ich mit meiner Frau. Wir waren glücklich.«

»Kinder habt ihr keine bekommen?«

»Nein. Ich glaube, wir hatten Angst, ihnen nicht das geben zu können, was sie brauchen, nachdem wir beide keine Liebe von unseren Eltern erfahren hatten. Vielleicht war das Quatsch. Aber die Angst hat überwogen. Wenn man einmal diese Einsamkeit im Herzen gespürt hat und weiß, wie es ist, sich auf der Welt allein zu fühlen, dann möchte man nicht, dass das jemand anderem passiert.«

Paul sah Arthur nachdenklich an. »Vielleicht wärt ihr genau deshalb die perfekten Eltern gewesen.«

Der alte Mann lachte leise. »Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Man kann es nicht wissen. Und jetzt stellt sich die Frage nicht mehr.« Sein Blick war auf etwas in seiner Erinnerung gerichtet, das nur er sehen konnte. »Aber wir hatten ein gutes Leben. Wir haben zusammengehalten. Und ich denke, das ist mehr wert als all das, was wir nicht hatten.«

Paul nickte. Er verstand, was Arthur meinte. Vielleicht ging es am Ende nicht darum, was man alles erreicht hatte, sondern, wen man an seiner Seite gehabt hatte. Wie von selbst wanderten seine Gedanken zu Bea.

Als hätte er es gespürt, fragte Arthur: »Was ist mit dir, Paul? Du bist noch jung. Warum hast du keine Familie?«

»Meine Eltern leben noch. Aber eine Frau und Kinder, das hat sich einfach bisher nicht ergeben.« Das war nicht die ganze Wahrheit. Aus irgendeinem Grund überkam ihn das Bedürfnis, Arthur diese eine Sache aus seinem früheren Leben zu erzählen. Vielleicht, um sich selbst zu vergewissern, dass es diese Version seines Ichs wirklich einmal gegeben hatte? »Es gab da eine Frau, aber keine große Liebe.«

»Was ist passiert?«

»Ich habe die Beziehung beendet, es hat für mich einfach nicht gepasst.« Paul stellte die Flasche zu seinen Füßen auf den Boden. Sie war inzwischen leer.

»So was kann passieren, ja.« Er zögerte. »Und ... darf ich fragen, weshalb du jetzt hier bist?«

Wie in Zeitlupe schüttelte Paul den Kopf. »Ich kann da nicht drüber sprechen. Tut mir leid, hat nichts mit dir zu tun.«

»Kein Problem.« Arthur legte ihm die Hand auf die Schulter. »Wenn du reden magst, ich bin da.«

»Danke«, sagte Paul leise und drehte seinen Kopf zu seinem Freund. »Gewöhnt man sich da irgendwann dran?«

»Du meinst, an das Leben auf der Straße?«

»Genau.«

»Ach, weißt du, ich finde das nicht mehr so schlimm. Klar, die Kälte im Winter ist hart, aber was mir am meisten zu schaffen macht, ist, dass ich jetzt wieder allein bin. Ich habe wirklich

gedacht, Angelika und ich würden zusammen alt werden und gemeinsam sterben. Diese Einsamkeit ... Ich hatte gedacht, sie wäre vorbei. Aber so ist das, oder?« Er lachte zynisch. »Wir kommen allein auf die Welt und gehen auch allein wieder. Es klingt so einfach. Aber das ist es, was mir Angst macht, verstehst du? Allein zu sterben.« Er sog die Luft ein. »Aber, hey, ich will nicht klagen. Die Zeit mit Angelika, die trage ich hier drin.« Mit der flachen Hand klopfte er sich auf die Brust. »Da hatte ich mehr Glück als manch anderer im ganzen Leben, das sag ich dir.«

Paul spürte tief in seinem Inneren ein Ziehen. Diese Einsamkeit – er kannte sie längst. Würde es ihm auch so ergehen wie Arthur? Würde er den Rest des Lebens allein bleiben? Er hatte sich eingeredet, dass seine jetzige Situation nur vorübergehend war. Doch inzwischen war er sich nicht mehr sicher. Gab es überhaupt ein Zurück?

»Vielleicht schaffen wir es ja doch noch mal raus hier«, sagte Paul, mehr zu sich selbst als zu Arthur. Aber glaubte er das wirklich?

»Ach, Paul, du bist lustig. Ich bin ein alter Mann. Ich habe mich längst damit abgefunden und bin hier, wo ich hingehöre, ein Teil von allem und von nichts. Die Straße ist mein Zuhause, ein anderes kann ich mir ohne Angelika ohnehin nicht vorstellen.«

Stille breitete sich ringsum aus. Arthurs Finger begannen erneut, heftig zu zittern.

»Verflucht«, stieß er wütend aus. »Diese Hände, ich kann sie einfach nicht mehr kontrollieren.« In diesem Moment entglitt ihm die Glasflasche und zerschellte auf dem Asphalt. Reflexartig beugte er sich hinunter und griff in die Scherben.

»Lass!«, rief Paul, doch es war zu spät.

Arthur zuckte zusammen. »Scheiße«, presste er zwischen den Zähnen hervor und hielt sich die verletzte Hand. Blut rann aus einem tiefen Schnitt in der Haut, tropfte dunkel auf seine verwaschene Jeans.

Paul stöhnte. »O nein! Das blutet heftig.«

Vorsichtig kniete er sich neben Arthur. »Zeig mal her.« Ein rascher Blick reichte, um zu sehen, dass die Wunde tief war. »Das muss genäht werden.«

Erschrocken zog der alte Mann seine Hand zurück. »Nein. Das geht nicht.«

»Arthur ...«

»Ich bin nicht krankenversichert.« Die Worte kamen rau und heiser.

Paul schloss die Augen. Klar. Verdammt. »Okay. Erst mal stillen wir die Blutung. Sonst kippst du mir noch weg.«

Er griff in eine seiner Taschen, zog ein altes, halbwegs sauberes T-Shirt hervor und presste es auf die Wunde. »Drück das drauf. Fest.«

Arthur gehorchte widerwillig. Das Blut sickerte ungebremst durch den Stoff.

»Morgen früh gehen wir zur Notversorgung. Zu dieser Stelle für Leute ohne Versicherung.«

Arthur schüttelte vehement den Kopf. »Ach was, das wächst schon wieder von allein zu.«

Paul hob eine Augenbraue. »Das ist kein Kratzer. Willst du dir eine Blutvergiftung holen?«

»Nein, natürlich nicht.«

»Gut, dann sind wir uns ja einig.«

»Hast du noch Wasser?«, fragte Arthur.

»Ja, hab ich.« Paul zog eine halb volle Plastikflasche aus seinem Rucksack. »Nur aus der Leitung.«

»Klar. Danke.« Arthur trank ein paar Schluck, dann lehnte er sich erschöpft gegen die Bank.

Paul hob das Shirt etwas von der Wunde und tupfte das Blut ab. Arthur blinzelte. Sein Freund schien seine Lider nur noch mit Mühe offen halten zu können. »Du bist müde, oder?«, fragte Paul.

»Ja«, gab sein Freund zu. »Ich dachte, ich könnte heute Nacht kein Auge zumachen. Aber ganz ehrlich? Ich bin fix und fertig.«

»Kein Wunder bei dieser Affenhitze, und jetzt auch noch diese blöde Schnittwunde. Tut es sehr weh?«

»Ach, nicht der Rede wert«, sagte Arthur. »Lass mich ein bisschen schlafen. Morgen ist die Welt schon wieder eine andere.«

»Ja, ruh dich aus.« Paul würde auf jeden Fall wach bleiben und auf Arthur aufpassen. Sein Freund hatte einiges an Blut verloren. Nicht, dass er bewusstlos wurde und Paul es nicht mitbekam. Auch das Zittern seiner Hände bereitete ihm große Sorgen. Ob er an Parkinson litt? Hoffentlich würde er Arthur überreden können, sich beim Notdienst untersuchen zu lassen. Vielleicht brauchte er ja dringend Medikamente.

Es dauerte nur wenige Minuten, bis Paul neben sich gleichmäßiges Atmen hörte. Er kramte zwei Decken aus einer seiner Taschen, legte eine über Arthurs Oberkörper und Schultern, eine weitere auf seine Beine. Dann schlang er seine Arme um ihn, zog den alten Mann waagrecht auf die Bank und bettete den Kopf auf einer weichen Tasche, lagerte die Hand auf einem zusammengefalteten Pullover, sodass sich die Blutung nicht ver-

stärkte. Besorgt strich er ihm ein paar graue Haare aus der Stirn. Woher er wohl diese markante Narbe über der Oberlippe hatte? Paul wusste nicht, wieso, aber irgendetwas hatte ihn bisher davon abgehalten, danach zu fragen.

Es war in Ordnung, dass er heute Nacht keinen Schlaf bekam. Im Gegensatz zu Arthur war er jung und stark. Er konnte das verkraften. Sein Freund hingegen bereitete ihm Sorgen. Der verblässende Lebensmut, den er zwischen Arthurs Worten las, verstärkte dieses Gefühl.

Paul lauschte den Geräuschen der Nacht. In der Ferne hörte er trotz der späten Stunde das monotone Rauschen von Verkehr. Blätter raschelten in den Bäumen. Ein Ast knackte im Gebüsch. Paul vermutete ein Tier, das in der Geborgenheit der Nacht nach Nahrung suchte.

Sein Blick wanderte zum Mond hinauf, der blass hinter durchscheinenden Wolken stand und nur einen zarten Widerschein auf die Wipfel der sich im leichten Wind neigenden Bäume warf.

Wie Paul sich gedacht hatte, kam niemand hierher, um sie wegzuscheuchen. Er erlaubte sich, durchzuatmen. Immer wieder beugte er sich etwas ungelentk zu Arthurs Hand und inspizierte die Wunde. Er wollte den alten Mann nicht wecken, aber es auf jeden Fall mitbekommen, sollte sich eine Blutvergiftung entwickeln. Doch er konnte keine Rötung beobachten, und die Blutung schien langsam nachzulassen. Paul nahm ein anderes Shirt aus seiner Tasche, suchte erneut eine Stelle Stoff, die ihm vergleichsweise sauber erschien, und bedeckte damit Arthurs Wunde.

Je später die Stunde, desto feuchter und kühler fühlte sich die Luft an, die vom Boden aus in seine Hosenbeine stieg. Auch

Arthur zitterte leicht, und so legte Paul ihm eine weitere seiner Jacken über den Oberkörper. Auf seinem eigenen Oberschenkel klebte Blut, das aus Arthurs Wunde getropft war. Ausgerechnet an der Stelle, wo sich unter dem dicken Jeansstoff seine eigene Narbe befand.

Paul fröstelte.